

rin (289-292) eine bewegende Eulogie an Sara, „unsere geliebte und verehrte Matriarchin, die Mutter von Am Yisrael“ (292). Biographisch-bibliographische Notizen runden das informative und spannende Buch ab. Kritisch anzumerken bleibt vielleicht, daß auch ein Aufsatz zur islamischen Sara-Tradition gut in das Konzept gepaßt hätte. Der Erzmutter und ihrer Geschichte sind viele Leserinnen und Leser zu wünschen!

Katrin Brockmüller, Passau

Bücherschau

Dominique Bourel, **Moses Mendelssohn**. La naissance du judaïsme moderne. Gallimard, Paris 2004. 640 Seiten.

Das Erscheinen dieses großartigen Buches, dem eine 1995 in Paris verteidigte „These“ von fünf Bänden zugrunde liegt und dessen Einführung das Datum Jerusalem, März 2004 trägt, ist in mehrfacher Hinsicht ein Ereignis. Dem Verfasser ist durchaus bewußt, daß eine solche Vertiefung in das Zeitalter der deutschen Aufklärung und mehr noch ein so intensives Schreiben über die Haskala und die deutschen Juden auch Ärgernis erregen kann. In diesem Sinne fragt er pointiert: „Waren sie nicht verurteilt, durch die Assimilation ebenso wie durch den Zionismus“ (451)? Gegen solch bequemes Übertragen von Urteilen des 20. Jh. auf das 18. Jh. macht das Buch Front wie gegen eine Rückkehr ins Getto. Es verfolgt das Ziel, die zentrale Position Mendelssohns für das moderne Judentum herauszuarbeiten, der heute in Israel nicht gelesen wird, dessen Namen keine Straße in Jerusalem trägt, der für die Zionisten eine negative Figur ist. Mit einer Souveränität, über die derzeit kein Deutscher verfügen dürfte, arbeitet Bourel mit dem Begriff der „deutsch-jüdischen Symbiose“ und verweist kritisch auf das „überraschende Ungleichgewicht“ in der Forschung, an das man in der Bundesrepublik seit Jahrzehnten gewöhnt ist: „Institute, Lehrstühle und Forschungsgelder“ (12) konzentrieren sich auf die Erforschung des Antisemitismus unter der Nazi Herrschaft, in der Weimarer Republik und auch im Kaiserreich. Je weiter man sich vom 20. Jh. entferne, um so weniger finde man präzise Untersuchungen, zuverlässige Editionen der Quellen oder gar brauchbare Synthesen. Diese einseitige Orientierung betreibe Pathologie

der nichtjüdischen Gesellschaften, leiste aber nichts, um den blutigen Abgrund, der zwischen dem deutschen und dem jüdischen Volk im 20. Jh. sich auftat, durch historische Erkenntnis überbrücken zu helfen. Für Bourel ist dies ein zusätzlicher Grund, sich „der Genesis dieser Symbiose“ zuzuwenden. Im Unterschied zu Alexander Altmanns großer Mendelssohn-Biographie von 1973 beginnt der Philosophiehistoriker aus Paris mit dem Kapitel „Die Legende Mendelssohn“. Den großen historischen Irrtum aufzuzeigen, daß die Anhänger der Assimilation Mendelssohn als einen der ihren betrachteten, wofür die Gegner ihn mit Bann belegten, ist das eigentliche Anliegen. Die schon im 19. Jh. dominierende Verklärung bildet auch in den folgenden Kapiteln ein mit Sorgfalt verfolgtes Thema. Mendelssohn unterschied sich von den Orthodoxen in seiner Überzeugung, die Juden sollten sich dem zivilen Leben des jeweiligen Gastvolkes anpassen. Eine Trennung von der Synagoge und vom Glauben der Väter war für ihn undenkbar. Die zweite Hälfte seines Lebens, das durch die Auseinandersetzung mit dem Zürcher Diakonus *Johann Kaspar Lavater* eine scharfe Zäsur aufweist, der ihn öffentlich aufgefordert hatte, die Irrtümer der christlichen Lehre aufzuzeigen oder sich zu bekehren, ist fast ausschließlich jüdischen Studien gewidmet. Das arbeitsreiche Leben des „Juif de Berlin“, wie Mendelssohn schon 1761 in Paris genannt wird, ist wesentlich nach den entscheidenden Werken gegliedert, denen kleinere Arbeiten thematisch zugeordnet sind. Von den philosophischen Anfängen 1755 bis zum „Phädon“, der ihm den Beinamen „der deutsche Platon“ verschaffte, reicht der erste Entwicklungsgang. Der zweite, nach der Lavater-Affäre, umspannt den Weg zur Emanzipation, das Buch „Jerusalem“ mit der epochemachen Idee der Trennung von Staat und Kirche noch vor der Französischen Revolution, die Bibelübersetzung und den Streit über Spinoza. Über die historischen Voraussetzungen für den außergewöhnlichen Aufstieg des Sohnes des Schreibers der jüdischen Gemeinde in Dessau zum großen Autor seiner Zeit informieren die beiden vielleicht schönsten Kapitel: „Eine Jugend in Anhalt“ und „Die Aufklärung in Berlin“.

Beeindruckend ist das Buch gleichermaßen durch die Weite der Horizonte wie durch die unglaubliche Erudition. Nicht nur die Bibliographie von 100 Seiten, konzentriert auf die jüngsten oder die wichtigsten Arbeiten, demonstriert, wie hervorragend der Verfasser mit den besonders in Deutschland, Israel und den USA betriebenen Forschungen vertraut ist, so daß nicht selten Hinweise auf bevorstehende Publikationen begegnen. Mit einer Schärfe,

wie sie nur die Beherrschung des Materials erlaubt, wird über das Verhältnis der Aufklärung in Deutschland und ihre Erforschung geurteilt. Der philosophische Grundzug, „die Vernunft und die Offenbarung zu artikulieren“, habe nichts an Aktualität verloren. Dennoch habe die Bewegung in Deutschland bislang nicht „die Nachkommenschaft gefunden, die sie verdiente“ (23). Daß es sich dabei nicht um einen bloßen Machtspruch handelt, zeigt eine lange Liste von Forschungslücken, von denen hier nur einige genannt seien: Für den hohen preußischen Beamten Christian Wilhelm von Dohm (1751-1820), von kapitaler Bedeutung für die Geschichte der jüdischen Emanzipation in Europa, existiert keine vollständige Bibliographie, kein Katalog der Handschriften, keine detaillierte Erfassung seiner faszinierenden Korrespondenz (255). Dohms Programmschrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“, in engem Kontakt mit Mendelssohn entstanden und 1927 im „Jüdischen Lexikon“ als „die Bibel der Emanzipation der Juden“ gerühmt, ist seit 1783 ohne kritische Ausgabe (nur ein Reprint der zweiten Auflage) erschienen. Lavater, einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, ist „skandalös schlecht ediert“ (227). Stoff für mehrere „Thèses“ liefere Mendelssohns Übersetzung der Psalmen und des Pentateuch (360). Eine eigene Untersuchung verdienen die ersten Hebräischlektoren an deutschen Hochschulen (60), und eine Fülle von noch unbeantworteten Fragen bleibt vor allem für die erste Intellektuellengeneration nach Mendelssohn, die die Französische Revolution und Napoleon erlebten: Marcus Herz (1737-1803), Salomon Maimon (1754-1800), Isaac Euchel (1756-1804), David Friedländer (1750-1834), Lazarus Bendavid (1762-1832), Saul Ascher (1767-1822), um die bekanntesten Namen zu nennen. „Weshalb weiß man so wenig von der rabbinischen Welt des 18. Jahrhunderts? Ausgenommen Emden und einige kabbalistische Rabbiner [...] ist es schwierig, selbst für eine große Stadt wie Berlin, die genaue Liste und die Bibliographie jener Männer zu kennen, die die erdrückende Verantwortung trugen, den Auszug aus dem Getto, manchmal wider Willen, zu begleiten“ (461). Man muß Dominique Bourel's Synthese lesen, die er dem Leben und dem Werk des Philosophen, seiner Epoche und seinen verschiedenen Umgebungen gewidmet hat, um die Faszination zu spüren, die noch heute von diesem versunkenen Kontinent ausgeht, auf dem die Liebe der Juden und das Deutschland der Aufklärung sich entwickelten. Mendelssohn war der Wegbereiter dieser außerordentlichen Symbiose. Schon 1765 konnte er an einen Schulmann in Thorn schreiben, eine „der süßesten Belohnungen“, die er für seine

Bemühungen in den Wissenschaften genieße, sei „der Umgang mit den besten Köpfen Deutschlands“. Bis zu seinem Tode 1786 sollte sich daran nichts verändern: Kant, Herder, Hamann, Lessing sind die bedeutendsten unter ihnen. Die Deutschen haben mehrfachen Anlaß, dem französischen Autor für diese Leistung zu danken. Sie sollten umgehend das Werk in jene Sprache übertragen, die Mendelssohn mit solcher Meisterschaft zu gebrauchen wußte, damit es jene Diskussion auslösen kann, die es verdient.

Martin Fontius, Berlin

Ludwig Geiger, **Abraham Geiger**. Leben und Werk für ein Judentum in der Moderne. Jüdische Verlagsanstalt Berlin, Neukirchen-Vluyn 2001. 513 Seiten.

Dieses Sammelwerk, mit dem Ludwig Geiger die Biographie seines Vaters Abraham Geiger darstellt, erschien erstmals 1910. Die Beiträge über den Theologen und Gelehrten Geiger stammen von hervorragenden Gelehrten und Wissenschaftlern zu Beginn des 20. Jh., das Nachwort der Neuauflage von Oberrabbiner *Walter Jacob*, Präsident des Abraham Geiger Kollegs in Potsdam. Jacob führt aus, daß Geiger einerseits auf Grund der Schoa, andererseits durch spätere jüdische Philosophen wie *Martin Buber* und *Franz Rosenzweig* teilweise in Vergessenheit geraten ist. Inzwischen besinnt man sich allmählich wieder auf ihn, und seine bleibenden Beiträge zum jüdischen Leben werden erneut gewürdigt. Viele Probleme, mit denen sich Geiger auseinanderzusetzen hatte, sind heute in ähnlicher Weise aktuell. Daher ist es durchaus verdienstvoll, das Werk seines Sohnes wieder aufzulegen, wenngleich Geiger auch als Kind seiner Zeit die nationale Komponente des jüdischen Volkes ignorierte. Wesentlich bis heute ist Geigers Flexibilität, was besonders für den Gottesdienst gilt. Der hebräische Text soll überwiegend erhalten bleiben. An seiner Seite soll eine angemessene Bearbeitung in der Muttersprache stehen: „Wir müssen es der nahen Zukunft überlassen, das Werk der Neubelebung zu vervollständigen“ (307). Vieles, was er in diesem Zusammenhang schrieb, ist modern. Geschnörkelte und selbsterfundene Koloraturen des Kantors hält er für einen Mißbrauch. Was die Orgel betrifft, so bestimmt deren Einführung einzig und allein die Gemeinde. Grundsätzlich sind für Geiger Bedenken gegen die Einführung der Orgel jedoch unbegründet. So wird man in diesem Werk vieles finden, was auch heute noch von Bedeutung ist.

Ernst Ludwig Ehrlich, Riehen/Basel